

Nr. 230. Bromberg, den 9. Oktober. 1934



(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Peter Schott sprang auf einen vorüberfahrenden Autobus und winkte dem Mädchen einen Gruß zu.

Charly war guter Laune, weil sie zwanzig Mark verdient hatte.

Drei Tage hatte sie gehofft, daß Madame Georgette ihr verzeihen und sie zurückrufen würde. Aber Madame hatte sich nicht gemeldet.

Heute früh hatte sich Charly aufgemacht, um Arbeit zu suchen.

Sie hatte Glück gehabt.

Eine Bekannte, die früher bei Madame Georgette gearbeitet hatte und jetzt als Mannequin tätig war, hatte ihr einen Aushilfsposten vermittelt.

Eine große Kleiderfirma gab eine Modenschau. Eine der Vorführdamen war erkrankt, und Charly meldete sich auf die Fürsprache ihrer Bekannten als Ersatz. Sie wurde gleich dabehalten. Sie war zwar noch niemals Mannequin gewesen, aber ihre gute Figur und schnelle, graziöse Art hatten gefallen.

Die Modenschau sollte am gleichen Abend wiederholt werden. Charly sollte auch dabei mitwirken. Außerdem hatte man ihr Aussicht auf feste Anstellung gemacht.

Charly pfiff vergnügt, als sie die Treppen emporstieg.

Sie wollte gleich Fräulein von Perkeit von ihrem Erfolg erzählen.

Die alte Dame würde sich mit ihr freuen.

Im Wohnzimmer zankte Tante Jette mit jemand. Charly zog die Hand, die sie bereits auf die Türklinke gelegt hatte, wieder zurück.

„Hock' doch nicht immer so miesepetrig herum, Männe," bellte Tante Jette. „Wenn du was auf dem Herzen hast, dann sprich dich zu mir aus. Ich kann es nicht leiden, wenn jemand an einer Sache 'rumknautscht und sie sich nicht von der Leber redet. Ekelhaft ist mir so was!"

Der unvermeidliche „Männe" war wieder bei Tante Jette!

Bis jetzt war Charly ihm mit Erfolg aus dem Wege gegangen. Sie wollte auch in Zukunft einen Bogen um diesen unerfreulichen Kerl machen.

Charly schlüpfte leise in ihr Zimmer.

Sie warf Hut und Mantel ab und suchte ihr Waschzeug zusammen. Dann verfügte sie sich in den Baderaum. Die Vorführung mit dem häufigen und raschen Kleiderwechsel war anstrengend gewesen. Die Abendstunden würden es ebenfalls sein. Charly wollte sich durch ein Bad und gründliches Toilettemachen erfrischen. Außerdem konnte man, wenn man in der Wanne plätscherte, so schön nachdenken.

Zum Beispiel an Maskenbälle!

Und an braune Mönche!

Inzwischen würde „Männe" hoffentlich verduften.

Vielleicht ging er wieder trinken! — —

„Du trinkst Unmengen Rotwein und säufst dir einen Kummer vom Halse," dokterte Tante Jette inzwischen mit ihrem Opfer weiter. „Du drehst an etwas herum! Ich bin doch nicht blind!"

„Mir geht die Sache mit Steffens Braut so nahe, Tantchen!"

„Quatsch! Ich wollte sagen: Selbstverständlich. Mir geht sie auch nahe. Die Lilli tut mir schrecklich leid. Wenn ich ihr damit helfen könnte, würde ich in selbiger Stunde auf einem Besenstiel über die Adria reiten und sie von diesem Teufelsschiff mit dem heiligen Namen 'runterholen. Trotzdem sie das wirklich nicht um mich verdient hat, so krötig wie sie manchmal gegen mich war.

Wenn ich an Klaus denke, tut mir das Herz im Leibe weh über seinen Kummer. Aber wenn ich dich betrachte, ärgere ich mich blau, weil du kein Vertrauen zu deiner alten Tante Jette hast. Was hast du denn auf dem Herzen, mein lieber Junge?"

Fräulein von Perkeit strich zärtlich über Traß' Haar.

Da wurde er weich und erzählte.

Maskenball, Verwechslungskomödie, brauner Mönch und blauer Page! Auch den Rausschmiß bei Madame Georgette, alles redete sich Traß von der Seele.

Tante Jettchen war baff.

So perplex, daß sie keine Worte fand!

Das war ein bei Tante Jette noch nicht vorgekommenes Ereignis. Aber die Sache war wirklich so verblüffend, daß einem in der Tat „die Spucke wegblieb", wie Tante Jette sich still, aber malerisch ausdrückte.

Da suchte der Männe nach einem blauen Pagen, in den er sich verliebt hatte. Und ahnte nicht, daß das Mädel unter einem Dach mit ihm wohnte!

Und Charly, dieser Racker, hatte ihr bei der Beichte ihres Maskenballabenteuers den braunen Mönch glattweg unterschlagen.

Na, da sollte doch gleich — —

Tante Jette feixte innerlich.

Die beiden wollte sie noch ein bißchen zappeln lassen!

Und dann?

Darüber mußte man nachdenken. Jedenfalls wollte sie eine hübsche Überraschung mit den zweien in Szene setzen. Man mußte in Ruhe überlegen, wie die Geschichte zu deichseln war. Bloß jetzt nicht damit herausplatzen, sondern hübsch den Mund halten, wenn's auch schwer fiel.

„Du siehst, Tante Jette, die Sache, die sich Liebe nennt, hat auch mich erwischt", gestand Traß. „Ich habe immer faule Witze gemacht, wenn's die anderen gekriegt hat. Nun bin ich selber dran. Ich habe mich immer für gefeit gehalten. Ja, Kuchen! Ich bin schwer verliebt in ein Mädel, von dem ich nichts weiß und das ich nicht finden kann. Bist du sehr überrascht?"

„Hm, ja, schon", brummelte Tante Jette.

„Überraschter als ich kannst du auch nicht sein. Wenn ich das Mädel finde, dann —"

„Was dann?"

„Dann heirate ich es vom Fleck weg. Und wenn ich mir den erstbesten Verkehrsschutzmann von seiner Dirigenteninsel als Trauzeugen 'runterholen muß."

„So ernst ist es, Männe?"

Noch viel ernster. Und jetzt werde ich ein bißchen ausgehen."

„Aber sauf nicht wieder Rotspon!"

„Nein, Tante Jette. Jetzt habe ich mir ja meinen Kummer vom Herzen geredet. Ich muß aber irgendwie die Zeit bis zum Abend totschlagen. Bis Frettchen Nachrichten bringt."

„Geh' in ein Kino, Männe, und sieh dir ein rührendes Liebesdrama an. Das ist das beste für deinen Zustand."

„Pfui, Tante Jette."

Fräulein Perkeit stellte sich auf die Zehenspitzen und gab Traß einen Kuß.

„Na, na, es war nicht böse gemeint. Geh' nur und drücke die Daumen, daß Frettchen gute Nachrichten bringt. Es wäre dem Klaus zu wünschen."

Traß ging und Fräulein von Perkeit brachte ihn bis zur Flurtür.

Guste schlurrte gerade mit einem vollbesetzten Kaffeebrett über die Diele.

Tante Jettchen musterte das Gedeck.

„Zwei Tassen?" fragte sie.

„Fräulein Charly ist soeben nach Hause gekommen. Ich dachte, die Damen würden zusammen Kaffee trinken?"

„Natürlich, Guste. Ist das Fräulein in ihrem Zimmer?"

„Nein, in der Badestube."

Wenn Tante Jettchen aufgeregt war, kannte sie keine Hemmungen. Sie platzte also ohne weiteres zu Charly ins Badezimmer. Das junge Mädchen kleidete sich gerade an und blickte erstaunt auf das alte Fräulein.

Tante Jette sah so aufgeregt aus und hatte rote Backen. Ihre Äuglein funkelten geradezu.

„Ist etwas passiert, Fräulein von Perkeit?"

Tante Jette schluckte an ihrem Geheimnis, bezwang sich aber.

„Charly, der Kommissar hat eine Spur von Fräulein Evers gefunden. Kommen Sie ins Wohnzimmer. Beim Kaffee erzähle ich Ihnen alles. Ich bin allein."

Fräulein von Perkeit hatte Charly unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Lillis Verschwinden erzählt. Jetzt berichtete sie von Frettchens neuesten Entdeckungen.

„Das arme Fräulein Evers", sagte Charly mitleidig, „sie ist für ihre Leichtgläubigkeit gar zu hart bestraft worden. Madame hat also mit ihrem Verdacht recht gehabt, und die Lingen ist eine vollkommene Hochstaplerin."

Madames Name brachte Fräulein von Perkeit auf Charlys Angelegenheiten.

„Was machte Ihre Stellungsuche, Kind? Sie waren ja den ganzen Tag unterwegs?"

Charly berichtete von ihrer Aushilfsarbeit und der Aussicht auf einen festen Posten.

„Drücken Sie mir den Daumen, daß das Engagement zustande kommt, Fräulein von Perkeit."

„Das sollte ich eigentlich nicht tun, denn dann bleibt ja der arme Baron Dittchen ohne Gesellschafterin. Ich hatte Sie allen Ernstes für diesen Posten in Aussicht genommen, Charly. Heute habe ich übrigens keinen Brief von ihm gekriegt, was mich sehr wundert. Denn seit er sich in diesem Portobello, oder wie das Nest heißt, langweilt, hat sich Dittchen zu einem verblüffend pünktlichen Korrespondenten entwickelt."

„Vielleicht bringt die Abendpost etwas."

„Wenn nicht, werde ich wohl eine schlaflose Nacht haben", lachte das alte Fräulein. „Heute abend spielen Sie also Kleiderpuppe, Charlykind?"

„Ja, ich muß um acht Uhr im Hotel Esplanade sein. Dort findet die Vorführung statt."

Tante Jettchen seufzte zufrieden.

Das Programm paßte ihr gut.

Charly mußte aus dem Hause sein, wenn sich die „Mannsleute" hier versammelten, um auf Frettchen zu warten. Sie durfte Traß nicht so einfach in die Arme laufen. Dieses Wiedersehen wollte Tante Jette mit dem nötigen Knalleffekt zustande bringen.

„Na, dann legen Sie sich nur noch ein Weilchen hin, damit Sie für die Arbeit frisch sind, Charly. Ich werde Sie zur Zeit wecken."

Das tat Fräulein von Perkeit denn auch mit staunenswerter Pünktlichkeit. Sie half Charly sogar beim Ankleiden und trieb das Mädchen beinahe aus dem Hause, worüber sich Charly im stillen wunderte.

Zehn Minuten nach Charly Mendels Weggang betrat Traß das Haus.

„War's hübsch im Kino, Männe?" uzte Tante Jette.

Traß konnte nicht antworten, weil das Telephon schrillte.

Schott meldete, daß er den Abend über in der Redaktion bleiben müsse, um einen Kollegen zu vertreten. Er bat, ihm eventuelle Neuigkeiten Frettchens telephonisch durchzusagen.

Dann erschien Klaus Steffen.

Er war blaß und nervös.

„Hoffentlich kommt Frettchen bald," sagte er. „Ich habe eine Besprechung mit meinen Direktoren, die bereits um sieben stattfinden sollte, auf neun Uhr verschoben."

Guste brachte das Abendessen.

Man hatte kaum die ersten Bissen zu sich genommen, als der Kommissar eintraf.

„Varescu und seine Frau sind in Triest verhaftet worden!" rief er. „Und die „Santa Clara" ist auch festgestellt. Sie liegt im Hafen von Parenzo."

„Das ist ziemlich weit südlich von Triest," bemerkte Traß, der die istrische Küste von seinen Reisen her kannte.

„Die „Santa Clara" wurde im Triester Hafen von einem Sturm überrascht und flüchtete aufs offene Meer," erklärte Frettchen. „Sie mußte nach Süden manövrieren. Der Steuermann, ein gewisser Josef Bracek, ist bereits von den Behörden vernommen worden."

„Hat man Lilli gefunden." fragte Steffen hastig.

Frettchen zögerte.

Wieder kam in seinen Nachforschungen ein dunkler Punkt, aber wieder war er ehrlich genug, die Wahrheit zu sagen.

„Nein."

Der Architekt warf sich verzweifelt in einen Stuhl.

„Man hat an Bord der Jacht vier junge Mädchen gefunden, deren Namen ich noch nicht erfahren habe," warf der Kommissar rasch ein. „Sie brauchen nicht ängstlich zu sein, Herr Steffen. Vielleicht ist Ihre Braut doch eines dieser Mädchen."

„Was hat denn der Steuermann ausgesagt?" wollte Fräulein von Perkeit wissen.

„Er spielt den Unschuldigen. Seiner Aussage nach weiß er nichts von der wahren Bestimmung des Schiffes. Er behauptet, daß Varescu eine Vergnügungsfahrt geplant habe. Man wird dem Manne schwer nachweisen können, daß er den eigentlichen Zweck der Fahrt gekannt habe. Na, das ist ja vorderhand Nebensache. Eine andere Aussage des Steuermannes ist mir wichtiger."

„Und wie lautet die?"

Frettchen räusperte sich.

„Es sind ursprünglich sechs Mädchen an Bord gewesen. Der Steuermann behauptet, daß nach dem Sturm zwei Mädchen über Bord gesprungen seien."

„Die eine davon war Lilli!" schrie Steffen. „Sie hat Selbstmord begangen, als sie ihre schreckliche Lage erkannte!"

„Ruhe, Ruhe, Herr Steffen. Das ist noch nicht erwiesen. Ich glaube vielmehr — —"

Der Kommissar konnte nicht zu Ende sprechen.

Guste war eingetreten und legte die Abendpost auf den Tisch. Eine Zeitung und ein dicker Brief, der den Stempel Portorose trug.

Fräulein von Perkeit war so nervös, daß sie an dem Brief herumfingerte. Sie hatte Dittchens Handschrift erkannt und riß das Schreiben auf, obschon sie in diesem kritischen Augenblick sicher nicht des Barons Klagen über seine Langeweile zu lesen beabsichtigte.

(Fortsetzung folgt.)

Falschgeld in Hinterhausen ...

Eine Lachgeschichte von Hans Aschenbrenner.

Der Knecht des Amtmannes ging mit der Schelle durch das Dorf. Er tat das bedächtig, nicht nur, weil die alte, blaue Mütze mit dem roten Rand ihm zu solcher Gelegenheit das Aufbild einer wichtigen Person verlieh, sondern auch darum, weil die Mistgrube und die Häckselmaschine auf dem Hofe des Amtmannes während seiner amtlichen Ausrufertätigkeit notwendigerweise von ein paar anderen Armen bedient wurden, vorausgesetzt, daß er selbst lange genug fortblieb.

Er ging also die Hinterhausener Gasse hinunter, der Alois, langsam ging er, schwang die Schelle, achtete auf das Klappen der Fenster und den Schlurfschritt der Bauern, die aus ihren Scheunen an das Hoftor kamen, schwang die Schelle noch einmal, stellte sich gehörig zurecht und las dann, immer erst mit einer ordentlichen Pause zwischen dem letzten Bimmel der Handglocke und dem ersten Wort der Verlautbarung.

„Hinterhausen, den siebzehnten September des Jahres 1934. Tagebuchnummer 57. Betreffend das falsche Geld in der Gemeinde! Der Amtmann macht bekannt, daß in der Gemeinde durch unlängst bekanntgewordene ein oder mehrere Personen falsches Geld in verschiedenen Stücken von jedesmal einer Mark ausgegeben worden sind. Es wird darauf hingewiesen, daß nach dem Gesetz solches unstatthaft ist und eingezogen werden muß. Es hat sich jeder zu melden, der falsches Geld bekommen hat, und hat es beim Amtmann abzugeben bis morgen abend. Der Amtmann von Hinterhausen."

Das war es, was der Alois vorlas. Es war falsches Geld in Hinterhausen, es mußte abgegeben werden. Der Alois verkündete es an der Kreuzung von der Hinterhausener und der Obertupfinger Gaß. Er las es droben an der Kehr und gegenüber dem Burlacher Hof, und vor dem ein wenig einsam liegenden Haus des Lughubers las er es noch einmal. Und dann steckte er den Zettel in die Tasche, nahm die Schelle unter den Arm und ging, immer noch amtlich und langsam, durch das Dorf zum Amtmannhof heim.

Er wurde auf diesem Weg von den Leuten angehalten, freilich, so war das immer. Er wurde gefragt, wer denn so falsches Geld hätte und wieviel und ob schon welches davon abgegeben worden wäre und wieviel und ob denn niemand etwas wüßte. Tja! Da wiegte der Alois den Kopf.

Es sei halt eine schwierige Sache mit der Untersuchung von diesem Fall. Sei halt am Sonntag das Auto im Dorf gewesen, zwei Frauen darinnen, hätten im Wirtshaus Geld ausgegeben, bald zehn Mark, für Mittagessen und Landwein und Zigaretten, ja, was man so sagt, für Zigaretten! Und richtig hätte der Wirt auch zwei von den falschen Geldern, abgegeben hätte er sie. Aber freilich, auch der Moser drunten hätte abgegeben, ein Stück falsches Geld, von derselben Art. Die Autoweiber sind nun aber, was bei der Untersuchung sich herausgestellt hat, nicht beim Moser gewesen!

„Der Viehjud ist beim Moser gewesen!" warf eine Frau ein. Aber der Alois schüttelte den Kopf. Er wußte halt, wie die Leute in solchen Kriminalfällen sprechen; ungut sprechen sie, wie sie das schon so verstehen! Denn aufgepaßt, liebe Leut! Der Viehjud wiederum ist seinerseits nicht, wie amtlich feststeht, beim Wirt gewesen! Und was sagt man denn nun dazu? Ist halt übeerhaupt nicht 'rauszukriegen, diese Sache, meint der Alois. Das falsche Geld, mein Himmel, man füllt halt die amtlichen Formulare von der Meldepflicht aus, he! Muß gemeldet werden und verlautbart im Dorf, das Geld wird eingezogen, das ist freilich selbstverständlich. Und das falsche Geld wird weggeschickt. Die Leute fragten den Alois, wohin es geschickt wird. Der Alois überlegte, ob er es sagen soll oder nicht. Vielleicht schickt es der Amtmann auch nicht grad dahin, wo der Alois meint, daß er es hinschickt, aber er sagte dann: auf das Amtsgericht nach Biestedt. Und der Alois ging heim.

Hinter ihm hatten die Leute einen gesprächigen Abend. Drei Frauen, die falsches Geld zum Amtmann gebracht hatten, ohne für dieses gar zu schlechte Zeug etwas zu bekommen, tauschten in ihrem Erzählen den Ärger über ihren Verlust gegen den Ruhm, mitten in dieser traurigen Sache dabei zu sein. Aber der nächste Tag brachte Ruhe und Achsezucken, brachte geduldiges Warten auf den nahen Abend, wo der Gemeinderat von dieser Sache ohnehin verhandeln werde.

Der Abend kam. Er gab kein neues Licht in die Sache als den Bericht, den der Amtmann geschrieben hatte und den er, Entschädigung für die schwere Arbeit, die er ihm verursacht, laut und ordentlich vorlas.

„— und erkläre ich hiermit, daß außer den zwei falschen Mark von dem Gastwirt Ferdinand Will, verehelicht mit Katharina, geborene Hehl, und der ebenso falschen Mark des Landwirtes Moser, verehelicht mit Marie, geborene Hinterleitner, und der diesbezüglichen Mark des Tagelöhners Weit, achtundzwanzig Jahre alt und unverehelicht, desgleichen unvorbestraft, kein falsches Geld in der Gemeinde vorhanden ist."

Die Gemeindeväter nickten. Es war alles in Ordnung. Übrigens blieb es auch in Ordnung, denn außer einer Rückfrage des Amtsgerichts hat man nie wieder etwas von dieser Sache gehört. Und wenn es halt zu einer richtigen Geschichte gehört, daß auch unbedeutende Dinge, wie eine letzte Rückfrage und die darauf amtlicherseits erteilte Auskunft, der Ordnung halber angefügt werden, so soll das jetzt geschehen.

Die Rückfrage des Amtsgerichts, die nach drei Wochen ankam, bestätigte den Eingang des Berichtes und fragte an, wo das eingezogen erwähnte Falschgeld bliebe, es wäre nicht bei dem Bericht gewesen. Die Erledigung dieser Rückfrage, die der Amtmann mit einer Äußerung seines Unwillens über den Biestedter Zustand bei dem Gericht dorten niederschrieb und die der Alois, wozu er die amtliche Mütze aufzusetzen nicht vergaß, in die nahe, kleine Stadt zur Post brachte, besagte — ich weiß wirklich nicht, lieber Leser, warum Sie mich hier eigentlich zwingen, solche nachklappenden Kleinigkeiten auch noch zu erwähnen — besagte, wie gesagt, das falsche Geld sei an dem gleichen Datum, das auf dem Bericht stand, an die gleiche Anschrift, die auf dem Briefumschlag stand, mit P o s t a n w e i s u n g abgegangen. Womit diese Sache ordnungsgemäß erledigt war und ist.

Die Tragikomödie von den Seidenraupen.

„Alles Neue reizt!" Dies war auch der Grund, daß ich mir vornahm, in meinen diesjährigen Sommerferien eine kleine Seidenraupenzucht durchzuführen. Gesagt, getan. Mit einem kleinen Beutelchen Seidenraupeneiern kam ich zu Hause an. Innerhalb von acht Tagen waren alle Räupchen, ungefähr 20 000 Stück, ausgeschlüpft. Kopfschüttelnd und sehr skeptisch umstand die ganze Familie dieses Wunder; niemand wollte glauben, daß sich aus diesem winzigen Etwas in ungefähr acht Wochen eine lange Raupe entwickeln sollte, von der wir die prachtvolle Seide gewinnen. Doch die kommenden Tage sollten alle Bekannten und Verwandten eines Besseren belehren. Alle Einwohner meiner kleinen Heimatstadt waren an den Raupen interessiert. Uns wurde fast das Haus gestürmt. Diese „Rauperei" mußte bald jeder gesehen haben. „Die Biester wachsen ja wie auf Hefe!" Das war der Ausspruch, der sich täglich wiederholte, wenn meine brüderliche Liebe den Raupen einen Besuch abstattete. Und es war tatsächlich so. Es schien mir, als wüchsen die Raupen in jeder Minute. Über den Appetit meiner Pfleglinge brauchte ich nun auch nicht zu klagen. Freundlicher Weise hatten mir einige Mitbürger von Z. die Erlaubnis gegeben, Maulbeerlaub aus ihren Gärten zu holen. Täglich mußten die Raupen drei- bis viermal gefüttert werden. Doch es machte Spaß, und in den ersten Tagen fraßen die „Räupchen" ja auch nicht allzu große Mengen. Bald wurden auch die Pappschachteln, die meinen Lieblingen als Lager dienten, zu klein. Ich baute zwei Hürden, und die Raupen bezogen ein neues Quartier.

Doch wer versteht meine anfangs stille und schüchterne Angst, die mich bedrückte, als ich einsah, daß ich allein nicht mehr ausreichend Laub für die gefräßigen Mäuler herbeischaffen konnte? Guter Rat war teuer. Sich die Raupenzucht mal anzusehen, oder auch ab und zu eine kleine Raupe zu streicheln, dazu fanden sich wohl viele, aber mit mir täglich nach Laub zu gehen — nun, es war ja auch weniger angenehm. Da klagte ich meine Not einem Schulkameraden, der, jetzt Student der Pharmazie, gerade seine Sommerferien in Z. verbrachte. Und Hans (so will ich ihn nennen)

bot mir, ich traute meinen Ohren kaum, seine Hilfe an. Als Gegendienst versprach ich ihm die Hälfte vom Reingewinn. Unsere Raupen wuchsen und gediehen prachtvoll. Die beiden Hürden boten auch nicht mehr genügend Platz; der Fußboden eines mittleren Zimmers war gerade groß genug, um unseren 20 000 Schutzbefohlenen Unterkunft zu bieten.

Mit dem Wachsen unserer Raupen wuchsen auch unsere Sorgen um das Maulbeerlaub. Die Maulbeerbäume unseres Heimatstädtchens waren leer gefressen. Hans und mir blieb nichts anderes übrig, als jeden Tag um ½6 Uhr aufzustehen, um dann 5 Kilometer weit nach Laub zu wandern. Mit zwei gefüllten Rucksäcken und einem großen Sack voller Laub bepackt, zogen wir dann wieder in Z. ein. Doch wir ließen den Mut nicht sinken. Bis zum Verspinnen unserer „Räupchen", aus denen in der Zwischenzeit bereits dicke, fette, ausgewachsene Raupen geworden waren, konnte es ja höchstens noch zehn bis zwölf Tage dauern.

Getrost und guter Dinge fuhr ich eines Tages für drei Tage zu Bekannten, die Seidenraupen unter der alleinigen Obhut von Hans zurücklassend. Doch meine Reise mußte ich sehr schnell unterbrechen. Telephonisch wurde ich nach Hause gerufen, weil, wie man mir sagte, die Seidenraupen alle verbrannt werden müßten, da uns das Pflücken von Maulbeerlaub plötzlich verboten wurde. Sehr bedrückt und traurig fuhr ich heim. Zu Hause angelangt, glaubte ich ein Trauerhaus zu betreten. „Die armen Raupen!" „Welch entsetzliches Ende für die ärmsten Dinger!" Ein Seufzer holte den anderen ein. Doch mit diesen Mitleidsbekundigungen war unsern Raupen auch nicht geholfen. Ein Ausweg mußte geschaffen werden. Auf den Vorschlag meines Bruders fuhr ich auf das Gut eines Bekannten, 12 Kilometer von Z. entfernt. Herr Rittmeister K. war in dem glücklichen Besitz von 800 fünfjährigen Maulbeersträuchern. Ich schilderte die Not unserer Raupen in den glühendsten Farben und — meine Bitte, alle Seidenraupen bis zum Verspinnen dorthin zu bringen, wurde nicht abgeschlagen. Hocherfreut teilte ich Hans den Erfolg meiner Fahrt mit.

Am nächsten Tage sollten die Raupen „überführt" werden. Die Expedition mit Pferd und Wagen zu machen, war zu gewagt, die Raupen wurden dadurch zu sehr der Gefahr einer Gehirnerschütterung ausgesetzt. Ein Lastauto stand uns nicht zur Verfügung, folglich blieb uns nur der Wasserweg übrig. Ohne uns über die Breite, Tiefe und Befahrbarkeit des Flüßchens zu erkundigen, trafen wir die Vorbereitungen. Um ½5 Uhr in der Frühe begann unsere Arbeit. Alle Raupen wurden in zwei Wäschekörben untergebracht, und zwar wurden sie in fünf Schichten übereinandergelegt. Dann stellten wir je einen Wäschekorb auf ein Paddelboot und los ging's!

Nach 200 Meter Fahrt kam das erste Hindernis — die Schleusen einer Mühle. Raus aus dem Paddelboot und umgetragen. 30 Minuten wurden dadurch verloren; doch das störte uns nicht. Sehr vergnügt fuhren wir weiter. Anfangs schien mir die Fahrt etwas heikel und gefährlich; der Wäschekorb vor mir auf meinem Boot war nämlich so hoch, daß ich außer den Paddeln des Vorderbootes überhaupt nichts sehen konnte. Außerdem wagte ich zu äußern, daß der Fluß doch reichlich schmal sei, worauf Hans mir mit einem wahren Freudengeheul antwortete und mich mit einem kommenden „breiteren" Flußbett vertröstete. Aber es wurde tatsächlich immer schlimmer und schlimmer. Der Fluß machte Biegungen und Windungen, so daß wir (an dieser Stelle war es ganz besonders schwierig) 300 Meter, Luftlinie gerechnet, sage und schreibe zwei geschlagene Stunden paddelten. Ich war verzweifelt. Hans, ein großer Botaniker, versuchte noch ab und zu, mich auf einzelne Pflanzen aufmerksam zu machen, um mich dadurch zu erheitern. (Wie er mir später eingestand, war ihm selbst sehr elend zumute.)

Nachdem wir unsere Boote und Körbe noch zweimal über eine Schleuse getragen hatten, begann der eigentliche „interessante" Teil unserer Fahrt. Das Flüßchen war hier so schmal, daß sich gerade ein Paddelboot durchzwängen konnte. An Paddeln war überhaupt nicht zu denken. Ich wünschte die ganzen Raupen zum Teufel, und Hans stieg, ein stilles Gebet murmelnd, in das morastige Wasser, um die Boote zu ziehen. Die Sache sah leichter aus, als sie in Wirklichkeit war. Bei jedem Schritt sank Hans in Schlamm ein, und nur den vielen Seerosenblättern, die einen etwas festeren Boden bildeten, haben wir es zu verdanken, daß der ganze Mann nicht in dem Morast versank.

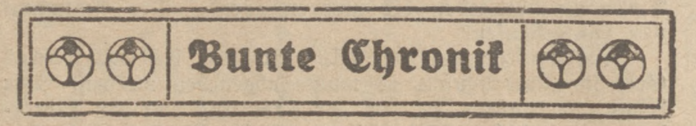
Endlich, der Weg schien uns endlos, waren wir angelangt. Als wir nach der Uhr sahen, war es bereits 18,30 Uhr. Einen Weg von 12 Kilometern in 9 Stunden zurückzulegen, war wirklich eine Rekordleistung. Jedenfalls hatten wir glücklich ohne eigentliche „Panne" mit unseren Raupen das Ziel erreicht. Schnell packten wir die nach Luft und Kühle lechzenden Raupen auf ihr neues Lager und gaben ihnen eine doppelte Menge Maulbeerlaub. In fünf Minuten waren alle lustig und vergnügt beim Fressen. Vergessen war der Umzug mit all seinen Qualen und Schrecken. —

Und wie war den Seidenraupenzüchtern die Fahrt bekommen? Etwas müde und mit einem ziemlichen Muskelkater kamen sie nach 2½-stündigem Fußmarsch (mit den Booten zurückzufahren, war unmöglich) um 23 Uhr in Z. an, glücklich und froh, daß die Expedition so gut gelungen war.

Meine Ferien waren zu Ende. Die Raupen ließ ich unter der alleinigen Pflege von Hans zurück. Ob wohl alle Raupen sich verspinnen werden? Ich glaube es kaum. Zu viel Schweres und Hartes haben sie in ihrem kurzen Raupenleben aushalten müssen.

Jedenfalls hat uns dieses Erlebnis gelehrt, daß die praktische Seidenraupenzucht von der theoretischen doch grundverschieden ist.

Irene A.



Ein musikalisches Wunderkind.

Der neunjährige Lenja Degtereff dürfte der jüngste der heute lebenden Opernkomponisten sein. Der Knabe, ein Russe, hat soeben seine erste Oper „Die schlafende Prinzessin" vollendet. Da sich das Kind bereits durch mehrere Instrumental-Kompositionen in der russischen Musikwelt einen Namen erwarb, so ist es mit diesem ersten Opernwerk endgültig in die Reihe der berühmten Wunderkinder getreten. Jugendliche Musikgenies hat es seit jeher gegeben, ja man kann sagen, daß fast alle weltberühmten Komponisten Wunderkinder ihrer Zeit gewesen sind. Das berühmteste musikalische Wunderkind war Mozart, er komponierte mit vier Jahren bereits kleine Stücke, mit fünf Jahren stand er auf dem Konzertpodium. Mozart hat mit 11 Jahren seine erste Oper komponiert, wird also darin noch vom jungen Lenja Degtereff überboten. Ob freilich die Werke des jungen Russen einmal so unsterblich sein werden wie die des jungen Mozart, bleibt noch abzuwarten. Auch Beethoven begann bereits im vierten Lebensjahr Klavier zu spielen und verfaßte mit 10 Jahren eine Kantate. Schubert nahm mit 11 Jahren an einem Klavierkonzert teil, und Mendelssohn trat mit neun Jahren öffentlich auf und schrieb mit 11 Jahren seine erste Komposition. Auch Schumann begann noch nicht siebenjährig zu komponieren. Die Reihe der musikalischen Wunderkinder scheint unerschöpflich: Cherubini, Weber, Rossini, Chopin und viele andere waren berühmte Wunderkinder ihrer Zeit.

Heldentat eines japanischen Lehrers.

Anläßlich des entsetzlichen Taifuns, der Tod und Schrecken übere Japan brachte, verdient die Heldentat eines schlichten Schullehrers aus Osaka, der Welt genannt zu werden. Masuji Ashida war, da er nicht schlafen konnte, bis spät in die Nacht hinein aufgeblieben und bemerkte das Herannahen der Katastrophe. Er weckte die Kinder seiner Schule und trieb sie ins Freie, um sie vor dem Einsturz des Schulgebäudes zu schützen. Unter unmenschlicher Anstrengung hielt er die Tür in dem Orkan auf und stützte die wankenden Balken, bis auch das letzte Kind geflüchtet war. Dann brach er selbst unter den Trümmern des zusammenstürzenden Hauses zusammen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.